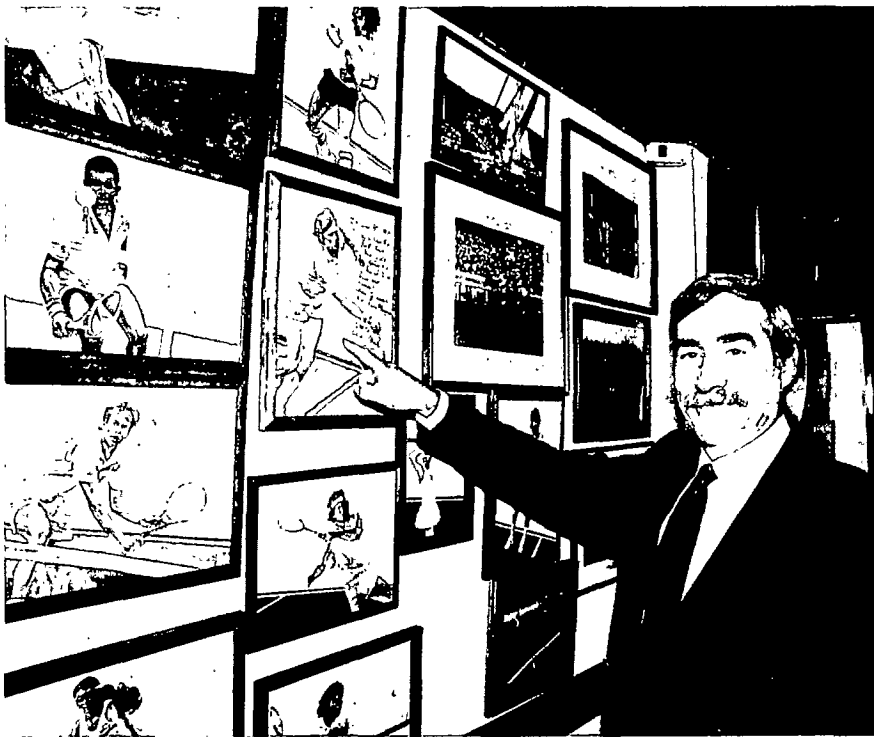




Gastwirt Mariti mit Star-Porträts, Tierfreundin Martina Navratilova: Alle sind abergläubisch

WIMBLEDON

Ein bißchen spinnen

Ebenso wichtig wie die physische Vorbereitung ist für die Tennis-Stars vor großen Spielen das mentale Training.

Gastwirt Walter Mariti vom italienischen Restaurant „Pontevecchio“ kennt die „gesamte Künstlerschar persönlich“ – John McEnroe, Mats Wilander, „die Tennisgrößen dieser Welt“.

Ihre Porträts mit handsignierten Widmungen schmücken die Wände seines Londoner Lokals. Auf einem der farbigen Photos steht, in englischer Sprache:

„85 kam ich das erste Mal hierher. Am Abend vor dem Finale habe ich hier gegessen. Ich siegte. Ich komme zurück, wenn ich wieder im Finale bin. Boris.“ Manager Ion Tiriac ist Stammgast beim Italiener, der den ehemaligen rumänischen Profi noch aus der Zeit kennt, „als wir alle sehr bescheiden leben mußten“ – das war noch vor Boris' Geburt.

Damals fuhr Tiriac keinen 125 000 Dollar teuren Ferrari, und Mariti besaß noch keine Rennpferde. Tennis-Profis übernachteten in billigen „Bed-and-Breakfast-Pensionen“ und zechten nicht selten bis zum Morgengrauen. Einmal, erinnert sich Mariti, hingen die Australier Roy Emerson und Fred Stolle gemeinsam „ziemlich heiter an der Flasche“, am Tag darauf spielten sie im Finale von Wimbledon – gegeneinander.

Ohne die Ergebnisse von Wimbledon zu kennen, sieht der Gastronom abends

mit Kennerblick, welcher seiner Gäste am Nachmittag verloren hat: „Der mit der leeren Chianti-Flasche auf dem Tisch.“

Vorbei sind die Tage, als der Amerikaner Vitas Gerulaitis während des Turniers frühmorgens, umgeben von den Schönen der Nacht, vor der Disko posierte und den Reportern erklärte: „Das brauch' ich einfach, um meine Nerven zu beruhigen.“

Auf den Tennis-Profis von heute lastet in Wimbledon ein „unheimlicher Druck“, so John Newcombe, der das Turnier dreimal gewann. „Wer hier bestehen will, braucht nicht nur einen tollen Aufschlag, sondern mentales Training.“ „Zu 70 Prozent“ nämlich, kalkuliert der ehemalige Becker-Coach Günther Bosch, werde ein solches Turnier „im Kopf gewonnen“. Folglich sei die psychische Vorbereitung „mindestens so wichtig wie die physische“.

Deshalb etwa drängte Ion Tiriac seinen Boris, auf die Anwesenheit von Freundin Bénédicte zu verzichten. Deshalb soll sich Ivan Lendl „um überhaupt nichts anderes kümmern“, so sein Manager und Freund Jerry Solomon, „als den Ball zu treffen“.

Längere Interviews verweigerte Lendl vorige Woche in London ebenso strikt wie Verpflichtungen für seine Sponsoren. Solomon: „Er soll an Tennis denken, und an sonst nichts.“ Der Weltrang-

listenerste quartierte sich auch nicht im für die Spieler reservierten „Gloucester“ ein, durch dessen Halle derzeit ein herber Duft von verschwitzten Tennishemden und Massageölen weht, sondern im „Sheraton Park Plaza“, einer Herberge nach seinem Geschmack, amerikanisch von der Halle bis zum höchsten Stockwerk.

Martina Navratilova mietete eine Villa in der Nähe von Wimbledon. Steffi Graf



Manager Tiriac, Schützling Becker
„Er weiß, daß ich da bin“



Vater Graf, Siegerin Steffi Graf*
Völlig abgeschirmt

trainiert meist, abgeschirmt von Neugierigen aller Art, in einem privaten Londoner Klub. Boris Becker wohnt, wie in den Vorjahren, im feinen „Londonderry“. „In dieser Stadt“, sagt Tiriak, „muß man einfach weg vom Wirbel.“

Um Ivan Lendl auf den Grasboden von Wimbledon vorzubereiten, organisierte das Washingtoner Management-Unternehmen „ProServ“ eigens für seinen Kunden ein Vorbereitungsturnier im schottischen Edinburgh: Da wurde mit den gleichen Bällen wie in Wimbledon gespielt, der Rasen war hergerichtet wie auf dem ehrwürdigen Centre Court zu London. „Wir haben einfach Wimbledon in Schottland kopiert“, so Manager Solomon. Es regnete sogar.

Lendl quälte sich an Kraftmaschinen und stemmte Gewichte, um seine Oberkörpermuskulatur und damit seine Schlagkraft zu verbessern. Mit seinem Coach, dem Australier Tony Roche, früher selber einmal Wimbledon-Finalist, verbesserte er sein Angriffsspiel.

Der Weltstar war nicht, wie sein Manager sagte, „vornehmlich des Geldes wegen“ nach Wimbledon gekommen. Den Multimillionär trieb bei seiner intensiven Vorbereitung „der persönliche Stolz“ an. Connors, Borg, McEnroe und Becker, Tennis-Größen, an denen er sich mißt, haben das Londoner Turnier insgesamt ein Dutzend Mal gewonnen – Ivan Lendl noch nie.

„Gewisse Ähnlichkeiten“, glaubt Tiriak zwischen seinem Freund Guillermo Vilas und Lendl zu erkennen. Auch der Argentinier war Jahr für Jahr mit dem Gedanken nach London gereist: „Jetzt wirst du es packen.“ Und von Jahr zu

Jahr „wurde der Druck größer, der Frust belastender“.

Die „kleinste Irritation“ kann die Spieler „völlig von der Rolle“ bringen, erkannte Tennispionier Ted Tinling, der bei 54 Wimbledon-Turnieren lediglich zwei Tage versäumte, „die stehen alle unter einem ungeheuren innerlichen Druck“.

Die meisten Wimbledon-Aktiven – 256 Einzelspieler und -spielerinnen – sind mit der Hoffnung angegeist, zumindest zwei oder drei Runden zu überstehen, ausreichend, um ihren Platz in den Ranglisten zu sichern – und so die Qualifikation für die folgenden Turniere.

„Irgendwie kommen alle Spieler“, gleich ob Stars oder Statisten, mit dem Gefühl auf den Platz, „ich darf nicht scheitern“, sagt Bettina Bunge, die Nummer neun der Frauen-Setzliste. „Und, um Gottes Willen, schon überhaupt nicht in der ersten Runde.“ Dann leiden die Sponsoren, die Oma, die Achtung vor sich selber, das Selbstbewußtsein: Die Angst spielt mit, ein Versager zu sein.

Tennis, besonders in Wimbledon, bedeutet Egoismus, Eifersucht, Wahn. Die acht Ersten der Setzlisten dürfen ihren Trainer mit in die Umkleieräume bringen, bei den anderen bleibt der Coach meist draußen vor der Tür.

Die Stars konnten in der Woche vor dem Turnierbeginn, wenn es das Wetter zuließ, täglich 30 Minuten auf Wimbledon-Rasen trainieren. Die anderen mußten sich mit einer halben Stunde insgesamt begnügen.



Profi Lendl, Freund Solomon
„An Tennis denken und an sonst nichts“

Beklagt sich ein Spieler über diese Klassengesellschaft, dann antworten die für Protokollfragen zuständigen Offizienten: „So ist es nun einmal im Leben, in dieser Welt existieren Hauptrollen, Nebenrollen und der Chor.“

„Wer in diesem Geschäft nicht nur durchhalten, sondern nach oben will“, so Billie Jean King, die beim Londoner Gras-Turnier insgesamt 20mal gewann, „muß sich einfach psychologische Stützen zurechtzimmern.“

Arthur Larsen etwa, einer der genialsten Spieler in der Tennisgeschichte, suchte während seines Matches stets Zuspruch bei einem imaginären Adler, den er auf seiner linken Schulter wähnte. Den fragte er beispielsweise während des Spiels: „Sag' mir, wie mein Aufschlag ist.“

Zu den Internationalen Meisterschaften von Frankreich in Paris ließ Martina Navratilova ihre fünf Hunde und eine Katze namens Lancelot einfliegen. Deren Nähe, zuweilen dösen sie in der Umkleidekabine, während das Frauchen Bälle schlägt, wirke sich „einfach beruhigend auf meine Seele aus“.

Nun schmerzt die Seele womöglich, denn den Tieren des Tennisstars wurde die Einreise auf die Insel verweigert. Sie jetteten in der Concorde zurück in die USA.

„Ohne Krücke für den Kopf“, davon ist John Newcombe überzeugt, „kommen viele Profis einfach nicht mehr zu recht.“ Auch legen die meisten größten Wert darauf, daß zumindest ein Vertrauter in der Nähe ist. Der neue Gefährte

von Chris Evert, ein amerikanischer Skiläufer, oder die Lendl-Freundin Samantha, Vater Graf, Ion Tiriak oder Renée Richards, die Beraterin der Weltranglistenrsten Martina Navratilova, gehören zur Szene wie die Tennis-Asse selber.

Ivan Lendl weiß stets, auf welchem Tribünenplatz sein Coach, seine Freundin oder die Eltern sitzen. „Ihre Anwesenheit gibt ihm das Gefühl“, sagt Solomon, „daß unter den 10 000 oder 20 000 Zuschauern einige sind, die bedingungslos auf seiner Seite stehen.“

Tiriak plazierte sich stets so auf der Tribüne, daß ihn sein Schützling Vilas immer im Blickfeld hatte. Keine Sekunde verlor der Rumäne den Ball aus den Augen, häufig verbrannte er sich mit seiner Zi-

* Am 6. Juni in Paris nach dem Finale gegen Martina Navratilova.

„Ich würde in Seoul protestieren“

SPIEGEL-Interview mit Michael Groß über die Spiele in Südkorea

Schwimmer Michael Groß, 23, gewann bei den Olympischen Spielen 1984 in Los Angeles zwei Gold- und zwei Silbermedaillen.

SPIEGEL: Herr Groß, wissen Sie schon, wo Sie 1988 um olympisches Gold schwimmen werden?

GROSS: Ich denke in Seoul, aber ganz sicher bin ich mir da nicht mehr. Ich fürchte, wir Sportler müssen wieder mal die Fehlentscheidung der Politiker und Funktionäre ausbaden. Als Südkorea 1981 zum Austragungsland der Olympischen Spiele bestimmt wurde, war doch schon abzusehen, was passieren würde.

SPIEGEL: Es ist möglich, daß die Spiele in einem durch Kriegsrecht regierten Land stattfinden. Wollen Sie dort starten?

GROSS: Die Abwesenheit von Sportlern ist die schlechteste politische Demonstration gegen herrschendes Unrecht. Der Boykott von Moskau hat schließlich die Sowjet-Union nicht dazu veranlaßt, aus Afghanistan abzuziehen. Ich würde nach Seoul fahren und mir vorbehalten, dort meine Meinung zu äußern und in irgendeiner Form zu protestieren. Es hat mehr Gewicht, während der Spiele vor der Weltöffentlichkeit Kritik zu äußern, als im fernen Deutschland große Reden zu schwingen.

SPIEGEL: Für die Machthaber in Seoul sind die Spiele, wie Präsident Chun Doo Hwan sagt, „die nationale Aufgabe Nummer eins“, für die Opposition eine „Legitimation der Regierung für ihre Repression“. Fühlen Sie sich mißbraucht?

GROSS: Leider sind die Sportler allzuoft Mittel zum Zweck und werden vor den Karren der Politiker gespannt. Daß die südkoreanische Opposition die Spiele nun als Druckmittel benutzt, um auf Unrecht aufmerksam zu machen und für Demokratie und Meinungsfreiheit zu kämpfen, halte ich allerdings für legitim, solange der Protest friedlich bleibt.

SPIEGEL: Der amerikanische Bürgerrechtler Jesse Jackson glaubt, ein Boykott der Athleten würde Südkoreas Militärdiktatur noch mehr unter Druck setzen.

GROSS: Es wäre die Pflicht der Sportfunktionäre gewesen, bei der

Vergabe der Spiele an Südkorea auf politische Veränderungen zu drängen. Das Internationale Olympische Komitee hätte sagen können, wir erwarten von euch demokratische Reformen. Immerhin wären sieben Jahre Zeit gewesen.

SPIEGEL: Obwohl in koreanischen Oppositionskreisen davon gesprochen wird, die Spiele 1988 seien mit denen im Nazi-Deutschland 1936 zu vergleichen, wollen die Funktionäre an Seoul festhalten und lediglich „im Kriegsfall“ die Spiele woanders austragen.

GROSS: Das wird von vielerlei Zwängen diktiert. Ich persönlich glaube, es ist kaum möglich, innerhalb eines halben Jahres in einem anderen Land perfekt organisierte Spiele durchzuführen. Andererseits darf es keine sportpolitische Demonstration einer Diktatur geben.

SPIEGEL: Warum haben sich bundesdeutsche Athleten bislang noch nicht kritisch zu den Zuständen in Südkorea geäußert?

GROSS: Ich glaube, den Sportlern würde es schwerfallen, gemeinsame Ziele zu formulieren, aber darüber könnte man diskutieren.

SPIEGEL: Sind die Athleten eigentlich verunsichert, seit Mitglieder

der Initiative „Sportler für den Frieden“ vom Verfassungsschutz observiert wurden?

GROSS: Ich fand erschreckend, daß wir Sportler, die als Repräsentanten der Bundesrepublik gefeiert werden, wenn wir Medaillen holen, plötzlich in eine politische Ecke abgedrängt und mit pauschalen Urteilen abgestempelt wurden. Jeder, der politisch aktiv wird, sollte doch wohl toleriert werden.

SPIEGEL: Im nächsten Jahr dürfen erstmals Profis an den Spielen teilnehmen. Wie denken Sie darüber?

GROSS: Von denen ist kaum eine Auseinandersetzung mit der Politik oder politisches Engagement zu erwarten. Die sagen doch cool: Wir stehen über den Dingen. Ich bin da noch Idealist und wünsche mir, daß die Olympischen Spiele in einer Umgebung stattfinden, wo die Begeisterung der Leute auch Ausdruck ihrer Freiheit ist.



Gross

garett Finger oder Schnauzbart. Fast nach jedem Ballwechsel sah der Argentinier hinauf zu seinem Berater, der ihn – regelwidrig – mit Signalen zu taktischen Korrekturen veranlaßte.

Wenn Boris Becker spielt, zeigt der Manager kaum eine Regung. Bewußt unterdrückt er Freude oder Frust. „Wenn der Boris zufällig sehen würde, wie ich die Arme hochreiße oder vor Verzweiflung die Hände vor die Augen schlage, dann wär's vorbei mit seiner Konzentration. Er weiß, daß ich da bin, das reicht.“

Wenn das Turnier „erst einmal läuft“, dann ist „mit grundsätzlichen Korrekturen ohnehin nicht viel zu machen“, sagt Günther Bosch. „Das würde einen Spieler lediglich zusätzlich verunsichern.“ Vor dem Match ist „die richtige taktische und mentale Einstellung auf den Gegner unerlässlich“.

Bosch hat sich – während seiner Tage mit Becker – Notizen über Schwächen und Stärken der meisten Tennis-Profis gemacht. Darauf konnte er seinen Spieler einstellen. „Auf dem Platz allerdings kann dir keiner mehr helfen“, so John Newcombe, „da bist du mit deinen Doppelfehlern allein.“

Der Australier entzog sich vor seinen Spielen dem Lärm in den Umkleideräumen, indem er sich in der Toilette einschloß und Wild-West-Romane las. Billie Jean King entwickelte eine Übung, die ihr Konzentrationsvermögen stärken sollte: Sie starrte „eine ganze Weile“ auf einen Tennisball oder auf einen braunen Fleck im Gras „so als ob ich ihn hypnotisieren wollte“. „Narrowing the focus“ nannte sie es – die Einstellung auf einen Punkt, ihr Spiel.

Jeder Spieler, beobachtete Bosch, „hat sein eigenes Ritual“. Tiriack bestätigt: „Ich kenne keinen Profi ohne Aberglauben.“ Manche Spieler betreten vor dem Spiel keine Linie oder umgehen beim Seitenwechsel den Kreidestrich. Boris Becker mochte sich nach seinem ersten Wimbledon-Sieg von der blauen Trainingsjacke nicht mehr trennen, die er beim Einschlagen getragen hatte.

Nie verzichtete Billie Jean King während des Wimbledon-Turniers in der Umkleidekabine „auf die eine, bestimmte Wanne, die in der Ecke“. In keiner anderen hat sie in Wimbledon je baden mögen, ein „bißchen muß man eben spinnen“.

Mariana Borg wusch während des Turniers Abend für Abend im Waschbecken des Hotelzimmers das Tennishemd ihres Björn, denn in einem anderen, so glaubte der Schwede, würde er nicht siegen können. Tony Roche wählte stets die gleichen Shorts, Jimmy Connors seinen antiken Metallschläger.

Bis zu seinem 13. Lebensjahr meinte auch John Newcombe, er könnte auf dem Tennisplatz lediglich bestehen, solange er eine Mütze trage. Einmal vergaß er sie und siegte dennoch: „Der Bann war gebrochen.“